

## Vom Übersprung des Zeichens: Jacques Derridas Husserllektüre zwischen Sprach- und Literaturtheorie

Rolf Kailuweit, Ana Renault Inda

Article - Version of Record



### Suggested Citation:

Kailuweit, Rolf; Inda, Ana Renault (2014): Vom Übersprung des Zeichens: Jacques Derridas Husserllektüre zwischen Sprach- und Literaturtheorie. In Monika Fludernik, Daniel Jacob (Eds.): Linguistics and Literary Studies / Linguistik und Literaturwissenschaft. Berlin, Boston: De Gruyter, pp. 67-89. DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110347500.67>.

Wissen, wo das Wissen ist.

This version is available at:

URN: [urn:nbn:de:hbz:061-20230119-170210-6](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:061-20230119-170210-6)

Terms of Use:

This work is protected by copyright and/or related rights.

For more information see: <https://rightsstatements.org/page/InC/1.0/>

Rolf Kailuweit (Freiburg) und Ana Renault Ina (Porto Alegre)

# Vom Übersprung des Zeichens: Jacques Derridas Husserllektüre zwischen Sprach- und Literaturtheorie

**Abstract:** Linguistics and literary studies meet here in a chiasm the center of which is a theory of the sign. Based on Husserl's and Saussure's conceptions of signs, the two authors show how Derrida's deconstruction of the term 'sign' transcends the borders of linguistic code and communication and establishes a theory which, under the name of 'alphabet', leads to a linguistics of the signifier's dynamic differentiality. Thereby, the creation of meaning is described as a game of signifiers beyond the speaker's control in an open system which is always context-dependent and can only be characterized retrospectively. Within the horizon of Derrida's conception of signs and starting from Husserl's theory of the ideality of geometric figures, the literary text comes to the fore as a special chain of signifiers, which, as an ideal object, bursts the limits of linguistics, logic and pragmatics.

## 1 Einleitung – Ernst und Täuschung oder *Grün ist oder*

Jacques Derridas Ansatz ist im anglo-amerikanischen Raum eher für eine Methode zur Lektüre literarischer Texte als für einen Beitrag zur Sprachphilosophie gehalten worden. In der Weigerung anglo-amerikanischer Sprachphilosophen „to take Derrida seriously“ (Norris 1987: 13) wiederholt sich eine Geste, die seit dem zweiten und zehnten Buch von Platons *Politeia* versucht, zwischen dem ernsthaften Diskurs der Philosophen und dem nicht ernsthaften der Dichter zu unterscheiden.

Austin hatte in *How to Do Things with Words* (1962) eine sprachliche Äußerung in einem Theaterstück oder in einem Gedicht als „hollow or void“ bezeichnet und von „etiologies of language“ (22) gesprochen. Sprache werde unter diesen Umständen „not seriously“ gebraucht, in gewisser Weise sei diese Verwendung der Sprache „parasitic upon its normal use“. Derridas Versuch in „Signatur Ereignis Kontext“<sup>1</sup> (1999 [1971]), die Ausgrenzung poetischer Sprache

---

1 Es handelt sich um einen Kongressvortrag von 1971, der 1972 in den Sammelband *Marges de la philosophie* aufgenommen wurde. Wir zitieren aus der deutschen Fassung *Randgänge der Philosophie* von 1999.

zu hinterfragen, manifestiert für Searle „a distressing penchant for saying things that are obviously false“ (1977: 203). Denn, fährt Searle fort, „Derrida’s Austin is unrecognizable. He bears almost no relation with the original“ (204). Searle macht es sich zur Aufgabe, im Verlauf seiner „Reply to Derrida“ Austin durch die Diskussion von „several instances“ (203) der Derridaschen Verdrehungen zu verteidigen. Diejenige jedoch, die ihm offenbar so stark auf den Magen schlägt, dass er sich ihrer sofort annimmt, betrifft nicht Austin, sondern Husserl:

He says the meaningless example of ungrammatical French “le vert est ou” means (*signifie*) one thing anyhow, it means an example of ungrammaticality. But this is a simple confusion. The sequence “le vert est ou” does not MEAN an example of ungrammaticality, it does not mean anything, rather it IS an example of ungrammaticality. The relation of meaning is not to be confused with instantiation. This mistake is important because it is part of his generally mistaken account of the nature of quotation, and his failure to understand the distinction between use and mention. The sequence “le vert est ou” can indeed be *mentioned* as an example of ungrammaticality, but to mention it is not the same as to *use* it. In this example it is not used to mean anything; indeed it is not used at all. (Searle 1977: 203)

Das Beispiel *Grün ist oder* erscheint im § 15 von Husserls *Logischen Untersuchungen* (1992 [1901]):

Ein bedeutungsloser Ausdruck ist also, eigentlich zu reden, überhaupt kein Ausdruck; bestenfalls ist er ein Irgendwas, das den Anspruch oder Anschein erweckt, ein Ausdruck zu sein, während er dies, näher besehen, gar nicht ist. Hierher gehören wortartig klingende Wortgebilde, wie Abracadabra, andererseits aber auch Komplexionen wirklicher Ausdrücke, denen keine einheitliche Bedeutung entspricht, während sie eine solche, bei der Art, wie sie sich äußerlich geben, doch zu präntendieren scheinen. Z.B. *Grün ist oder*. (59)

Husserl scheint hier in einer ähnlichen Geste wie bei Austin zwischen eigentlichem und uneigentlichem Ausdruck zu unterscheiden. Ein sprachliches „Irgendwas“ fingiert, ein Ausdruck zu sein, so wie nach Austin eine literarische Äußerung leer ist und sich parasitär des normalen Sprachgebrauchs bedient. Während Husserl jedoch an dieser Stelle keinen Bezug zur Literatur herstellt, greift Derrida bereits in *Die Stimme und das Phänomen* (2003 [1967]) das Beispiel *Grün ist oder* im Kontext einer Überlegung zur poetischen Sprache auf: Es gebe „in Reden vom Typ ‚Abracadabra‘ oder ‚Grün ist oder‘ Ressourcen an Sinn“ (133). Würde man verlangen, dass jeder sinnvolle Ausdruck der „Grammatik der Erkenntnis“ folge, müsste man „jede poetische Sprache, die die Gesetze dieser Grammatik der Erkenntnis überschreitet und sich niemals darauf beschränken läßt, als absoluten Unsinn verwerfen“ (133). In diesem kurzen Gedanken kommt Derrida gleichsam auf das Thema seiner ungeschriebenen phänomenologischen Doktorarbeit *L'idéalité de l'objet littéraire* zurück. Wie er bei seinem Habilitationsvortrag – der *soutenance* seiner *thèse d'état* – ausführt, habe sein Interesse

am Anfang seiner Karriere noch vor der Philosophie der Literaturtheorie gegolten (Derrida 1990: 442).

Unsere Argumentation in den nächsten Abschnitten dieses Beitrags soll wie folgt von Statten gehen: Vor dem Hintergrund der Husserllektüre erscheint Derridas *Grammatologie* (1983 [1967]) gewissermaßen als eine Übersprungshandlung, in der er sich nunmehr Saussure und der Linguistik zuwendet. Es wird zu zeigen sein, inwiefern die Sprachphilosophie Derridas als Fundierung der Linguistik in einer Zeit noch relevant ist, in der der Strukturalismus als ein überwundenes Forschungsparadigma gilt. Hierzu werden wir etwas ausführlicher auf Saussure im Lichte Husserls eingehen. Im Anschluss kehren wir zur Literatur zurück, und zwar unter der Fragestellung, ob es nicht die Idealität des literarischen Textes ist, die ihn paradigmatisch erscheinen lässt für eine Theorie des Zeichens, die die disziplinären Grenzen der Linguistik, Logik und Pragmatik überspringt.

## 2 Husserl zwischen Saussure

Der Strukturalismus als dominante Richtung der Sprachwissenschaft von den 30er bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts bezieht sich bekanntlich auf Saussures 1916 posthum veröffentlichten *Cours de linguistique générale*, einen Text, den Saussures Genfer Kollegen Bally und Sechehaye nach Manuskripten und Vorlesungsmitschriften kompiliert hatten. Das Material, das Bally und Sechehaye zur Verfügung stand, war nicht homogen. Zum einen waren Saussures drei Vorlesungen recht unterschiedlich, zum anderen waren die studentischen Mitschriften lückenhaft und unterschieden sich inhaltlich oft erheblich voneinander. Für eine systematische, handbuchartige Darstellung waren tiefgehende Eingriffe, Interpretationen, eigene Entscheidungen und Ergänzungen unvermeidbar. Eine dieser Entscheidungen war, die Vorlesungen nicht chronologisch zu veröffentlichen, sondern sie einer Systematik zu unterziehen (vgl. Wunderli 1971: 14–5). Seit der Veröffentlichung der kritischen Ausgabe von Engler (Saussure 1967), die die Quellen zugänglich macht, wird in der Fachwelt diskutiert, ob die so genannte Vulgata-Fassung dem Denken des historischen Saussure gerecht wurde. Jäger (2010) beklagt, dass der strukturalistische Diskurs sich selbst „jenen de Saussure konstruiert hat, auf den er sich als seine Gründungsfigur berief“ (165).

Ob der Text jedoch von Saussure oder jemand anderem stammte, ist für Derrida irrelevant. Seine Auseinandersetzung mit Saussures Text erfolgt in der *Grammatologie*, welche 1967 veröffentlicht wurde, im selben Jahr also, in dem Englers kritische Ausgabe des *Cours* erschien. Das bedeutet aber, dass Derrida nur die Vulgata-Fassung des *Cours* als Grundlage seiner Arbeit verwendet haben konnte. Die Tatsache, sich später nicht neu, basierend auf der kritischen Ausgabe, geäußert

zu haben, kann ihm zwar als Kritik entgegengehalten werden (vgl. Roggenbuck 1998: 14–5). Dabei wird jedoch übersehen, dass es Derrida weder um den Autor, d.h. die Person Ferdinand de Saussure, noch um einen anderen Text aus dem Nachlass ging, sondern allein um den Text *Cours de linguistique générale*. Dieser Text war für die Linguistik maßgeblich. Dieser Text diente als Referenz. Die Bedeutung eines Textes entspringt für Derrida nicht der Intention seines Autors, sondern „seiner Wirksamkeit innerhalb eines Diskurses“, und das bedeutet: „durch die Art und Weise, in der an diesen Text angeschlossen wird“ (Krämer 2001: 20).

Im ersten Teil der *Grammatologie* dekonstruiert nun Derrida den Saussureschen Text. Die Momente der dekonstruktivistischen Lektüre sollen im Folgenden in aller Kürze nachvollzogen werden. Wie Derrida selbst später im Kontext des Erfolges der Dekonstruktion im Kreis der anglo-amerikanischen Literaturtheorie betont, ist Dekonstruktion keine Methode: „deconstruction could not be reduced to some methodological instrumentality or to a set of rules and transposable procedures“ (Derrida 1988: 3). Vielmehr geht es bei der Dekonstruktion darum, sich nach dem Objekt zu richten und die Vorgehensweise an den jeweiligen Betrachtungsgegenstand anzupassen. Die Dekonstruktion verzichtet auf allgemeine Regeln und abgeschlossene Verfahrensweisen, sie variiert je nach Maßgabe des Textes, an dem sie ansetzt: Sie „hat notwendigerweise von innen her zu operieren, sich aller subversiven, strategischen und ökonomischen Mittel der alten Struktur zu bedienen“ (Derrida 1983: 45). Dekonstruktion ist dabei nicht an die Aktivität eines Subjekts gebunden. Sie ereignet sich. Sie ist etwas, was durch den Text allein bedingt ist – eine Lektüre, die deshalb jedoch nicht als *subjektiv* verstanden werden sollte: Es geht nicht um eine Lektüre eines Subjekts gegen einen Text, sondern um eine Lektüre, die gewissermaßen im Text selbst steckt. Die Lektüre zielt darauf, die Heterogenität aus der scheinbaren Homogenität des Textes herauszuholen, denn ein Text ist niemals homogen. In der Homogenität die Heterogenität zu finden, heißt, Aspekte des Textes sichtbar bzw. lesbar zu machen, die mit dem, was eine Lektürepradition als Aussage des Textes festgeschrieben hat, nicht im Einklang stehen. Die Dekonstruktion lässt die unterschwelligsten Konflikte erscheinen, zeigt die Ambivalenzen, die Widersprüchlichkeiten im System des Textes auf. Sie geht davon aus, dass das, was im Text explizit ausgesagt wird, eine Verkürzung des Textinhaltes darstellt. Aussagen operieren von einer Verkürzung her, sie haben immer einen blinden Fleck. Dieser blinde Fleck findet keinen Platz im System, so dass das Lesbarmachen dieses Fleckes, die Öffnung des durch hierarchische Oppositionen begrenzten Spielraumes, das System ins Wanken bringt.

Der blinde Fleck im System ist nun der Ort, an dem die Oppositionen, auf denen es beruht, in Aporien umschlagen. Die dekonstruktive Arbeit besteht in einem Umsturz der impliziten Hierarchie der in Oppositionen organisierten

Begriffspaare, so dass ihre Ordnung unentscheidbar wird. Dies geschieht durch die textimmanente Möglichkeit der Aufwertung des sekundären, unterdrückten Begriffes und Abwertung des primären, unterdrückenden Begriffes. Die Dekonstruktion bleibt aber nicht bei der Umkehrung der Hierarchie stehen. Endete sie dort, würde sie einfach eine Umpolung der Ordnung bedeuten, bei der allerdings das Vorhandensein der Hierarchie erhalten bliebe, nur eben andersherum gewertet. Vielmehr kommt es zu einer Verschiebung des gesamten Systems durch die Verschiebung des sekundären Begriffs, welcher das System mit sich zieht. Das ist nur deshalb möglich, weil der unterdrückte Begriff einen zentraleren Platz einnimmt, als ihm im System zuerkannt wurde. Der zweite Begriff ist kein zufälliges Nebenprodukt des ersten, sondern wesentlicher Bestandteil des Systems. Er erweist sich sogar als das verborgene Zentrum der Struktur, als das, was das gesamte System durchzieht und bestimmt. Denn allmählich wird deutlich, dass dem primären Begriff Eigenschaften des sekundären zukommen. Das Auftauchen eines neuen verschobenen Begriffs ist kein tatsächliches Entstehen eines völlig Neuen, sondern ein Zur-Oberfläche-Gelangen von etwas, was verkannt und unterdrückt das System schon immer unterschwellig durchwaltet hat. Durch die Dekonstruktion sind letztlich kein neuer Begriff und kein neues System entstanden. Offengelegt ist nur die Lesbarkeit dessen, was schon immer gewirkt hat.

Die Dekonstruktion des Saussureschen Zeichenbegriffs geschieht anhand von zwei Argumenten, die wir das Arbitraritätsargument und das Gefahr-der-Schrift-Argument nennen möchten. Beide zielen darauf ab, den Zeichenbegriff dadurch zu dekonstruieren, dass gezeigt wird, wie die Schrift, welche Saussure aus der Untersuchung des Sprachsystems ausschließt, nicht bloß etwas der Sprache Äußerliches ist, sondern zum Innern der Sprache gehört. Dieser Schritt entspricht dem dekonstruktiven Schritt der Neutralisierung der Hierarchie der Opposition Phoné/Schrift. In einem weiteren Schritt wird Derrida zeigen, dass die Schrift der Sprache vorausgeht und die Bedingung für die Sprache überhaupt darstellt. Damit wird die dekonstruktive Bewegung vollzogen, indem gezeigt wird, dass sich der sekundäre Begriff als das verborgene und wirksame Zentrum der Struktur erweist.

Saussure bestimmt die Beziehung zwischen beiden Seiten des Zeichens – Vorstellung und Lautbild – als arbiträr. Dabei wird Arbitrarität als Unmotiviertheit verstanden, d.h. es gibt keine innere, keine in der Sache selbst gegründete Notwendigkeit, warum sich eine bestimmte Vorstellung mit einem bestimmten Lautbild und nicht etwa mit einem anderen verbinden sollte. Beide Seiten haben nichts miteinander gemein, was ihre Verbindung rechtfertigen würde. Wenn die Verknüpfung zwischen Signifikat und Signifikant unmotiviert ist, gibt es keinen Grund, warum das gesprochene gegenüber dem geschriebenen Wort

den Vorrang haben sollte. Insofern ist der Ausdruck *Lautbild* an sich schon verfehlt, weil er die Verbindung zum Verlautenden herstellt. Denn „das Wesentliche an der Sprache ist, wie wir sehen werden, dem lautlichen Charakter des sprachlichen Zeichens fremd“ (Saussure 2001: 8). Derrida (1983: 77–9) nimmt Saussures Arbitraritätsprinzip beim Wort und argumentiert, dass es keine hierarchische Ordnung verschiedener Arten von Signifikanten zulässt. Somit gibt es keinen Grund dafür, warum die Schrift einen Platz zweiter Ordnung im Bezug auf den verlautenden Signifikanten einnehmen muss.

Im Kapitel VI des *Cours* über die Repräsentation der *langue* durch die Schrift behauptet aber Saussure nun, dass allein durch den Laut „das natürliche und allein wirkliche Band“ (2001: 30) zwischen Ausdrucks- und Inhaltsebene entstehe. Die Schrift bekommt den Status eines Signifikanten des Signifikanten, also eines Signifikanten zweiter Ordnung, d.h. einer bloßen Repräsentation des verlautenden Signifikanten. Saussure sieht hier eine Gefahr, die darin besteht, dass das Geschriebene, das etwas Sekundäres ist, für das Primäre gehalten wird, so dass eine Umkehrung der „natürlichen“ hierarchischen Ordnung stattfinden würde. Es stellt sich mithin die Frage, warum das Verhältnis zwischen Signifikat und gesprochenem Signifikant Saussure bei seinen Ausführungen zur Schrift plötzlich natürlicher erscheint als das Verhältnis zwischen Signifikat und geschriebenem Signifikant. Warum erscheint das Lautbild als privilegierter Signifikant? Der gesprochene Signifikant ist genauso äußerlich wie der geschriebene; bei dem gesprochenen jedoch machen wir „die Erfahrung, daß der Signifikant in der Stimme erlischt“ (Derrida 1983: 38). Der verklingende Signifikant löscht sich selbst aus. In dieser Selbstauslöschung dient er der Erfahrung der Präsenz eines unmittelbaren Signifikats, das nicht auf die Vermittlung durch einen (äußeren) Signifikanten angewiesen wäre. Der verlautende Signifikant scheint in seiner Flüchtigkeit kaum präsent zu sein. Er erfüllt seine Aufgabe, das Signifikat erscheinen zu lassen, ohne dass der Verdacht aufkommt, dass es sich in einer Exteriorität verliert. Die Flüchtigkeit der Stimme erhält die Illusion eines unmittelbar gegebenen, transzendentalen Sinnes aufrecht:

Es ist kein Zufall, wenn das Denken des Seins als das Denken dieses transzendentalen Signifikates sich vornehmlich in der Stimme kundtut: das heißt in einer Wortsprache. In nächster Nähe zu sich selbst vernimmt sich die Stimme [...] als völlige Auslöschung des Signifikanten: sie ist reine Selbstaffektion. (Derrida 1983: 38)

Diese Überlegungen stellt Derrida nun nicht anhand des Saussureschen Textes an, sondern in Auseinandersetzung mit Husserl. Im ersten Kapitel der *Logischen Untersuchungen* unterscheidet Husserl zwei Arten von Zeichen, solche, die eine Bedeutung haben, die „mit dem Zeichen ausgedrückt ist“ (Ausdrücke) und solche, die keine Bedeutung in diesem Sinne haben (Anzeichen), es sei denn die

Bedeutungsfunktion tritt hinzu (1992: 30). Dies ist im Zwiegespräch der Fall, wo der Hörer aus den Anzeichen auf die Bedeutungsintention des Sprechers schließt. Im „einsamen Seelenleben“ (31), so Husserl, entfalten die Ausdrücke jedoch ihre Bedeutungsfunktion, ohne als Anzeichen zu fungieren. Nichtsdestoweniger scheint auch das einsame Seelenleben nach dem Muster des Zwiegesprächs zu funktionieren, jedenfalls dann, wenn die Stimme des Gewissens spricht:

Im gewissen Sinne spricht man allerdings auch in der einsamen Rede und sicherlich ist es dabei möglich, sich selbst als Sprechenden und eventuell sogar als zu sich selbst Sprechenden aufzufassen. Wie wenn z.B. jemand zu sich sagt: das hast du schlecht gemacht, so kannst du es nicht weiter treiben. (Husserl 1992: 43)

Dieses Zwiegespräch erweist sich jedoch als Illusion, da eine Wissensvermittlung an sich selbst über den Umweg des Anzeichens nicht erfolgen kann:

Aber im eigentlichen kommunikativen Sinne spricht man in solchen Fällen nicht, man teilt sich nichts mit, man stellt sich nur als Sprechenden und Mitteilenden vor. In der monologischen Rede können uns die Worte doch nicht in der Funktion von Anzeichen dienen, da solche Anzeige hier ganz zwecklos wäre. Die fraglichen Akte sind ja im selben Augenblick von uns selbst erlebt. (43)

Derrida deutet nun in *Die Stimme und das Phänomen* diese anzeichenlose Form des Selbstgesprächs als Selbstaffektion, in der Sprecher und Zuhörer, Absender und Empfänger in eins fallen. Das Subjekt äußert sich und wird zeitgleich affiziert: Nicht nur spreche ich, sondern immer auch höre ich, ohne dass diese laut werden muss, meine eigene Stimme: „Wenn ich spreche, dann gehört es zum phänomenologischen Wesen dieser Operation, daß ich mich in der Zeit, in der ich spreche, höre“ (Derrida 2003: 105). In der Modalität meiner sprechenden Stimme erkenne ich mich als mich selbst; erst in meiner Stimme habe ich mich: „Die Stimme ist das Bewusstsein“ (105).

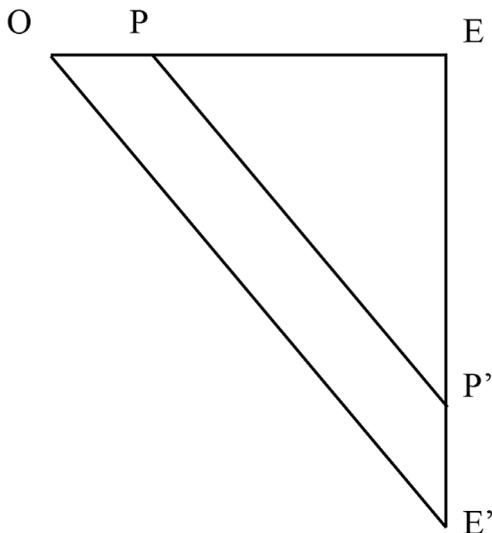
Wie Höfliger (1995: 114) herausarbeitet, verläuft Derridas Dekonstruktion der von Husserl „im selben Augenblick“ gegebenen Erfahrung von Ausdruck und Bedeutung als intentionaler Akt auf zweierlei Weise. Zum einen zieht er Husserls eigene, den Begriff der Präsenz problematisierende Phänomenologie des Zeitbewusstseins heran, zum anderen, gewissermaßen wieder zu Saussure zurückspringend, thematisiert er, was Ausdruck und Anzeichen als zwei Arten des Zeichens gemeinsam haben, nämlich das Eingebundensein in ein differenzielles Zeichensystem.

Beginnen wir mit der Frage nach der Präsenz, die überhaupt nicht in Saussures Horizont aufzutauchen scheint. In seiner phänomenologischen Betrachtung der Zeit trennt Husserl die Zeit als Bewusstseinsphänomen strikt von einer etwaig

bestehenden objektiven Zeit.<sup>2</sup> Nach Husserl ist das subjektive Zeitbewusstsein für die Erfahrung von Zeitobjekten konstituierend. Dauer und Sukzession können wir nur dadurch erfassen, dass ein vergangener Zeitpunkt retentional, d.h. als vergangen gegenwärtig ist:

Der «Quellpunkt», mit dem die «Erzeugung» des dauernden Objektes einsetzt, ist die Urimpression. Das Bewusstsein ist in ständiger Wandlung begriffen: stetig wandelt sich das leibhafte Tonjetzt in ein Gewesen, stetig löst ein immer neues Tonjetzt das in die Modifikation übergegangene ab. Wenn aber das Tonjetzt, die Urimpression, in Retention übergeht, so ist diese Retention selbst wieder ein Jetzt, ein aktuelles Daseiendes. (Husserl 1980: 24)

Das Bewusstsein der Dauer ist wie das Bewusstsein der Sukzession nicht statisch. Jeder Bewusstseinsmoment ist ein Jetztpunkt mit Vergangenheitshorizont, der sich bei jedem Übergang von einem Jetztpunkt zum anderen modifiziert.



OE – Reihe der Jetztpunkte

OE' – Herabsinken

EE' – Phasenkontinuum

(Jetztpunkt mit Vergangenheitshorizont)

**Abb. 1:** Diagramm der Zeit (Husserl 1980: 23).

<sup>2</sup> „Unser Absehen geht auf eine phänomenologische Analyse des Zeitbewusstseins. Darin liegt [...] der völlige Ausschluss jedweder Annahmen, Festsetzungen, Überzeugungen in betreff der objektiven Zeit“ (Husserl 1980: 3).

Allerdings erscheint das Jetztverständnis bei Husserl nach wie vor als ein metaphysischer Begriff. Er geht von der Möglichkeit aus, einen Jetztpunkt als synchronen Schnitt zu erfassen, wenn auch jeder Jetztpunkt seinen Vergangenheitshorizont aufweist. Da alle Zeitobjekte nur in Anschauungsdauer bewusst werden können, „ergibt sich [...] daß in eigentlicher Weise über die punktuell-jetzige Gegenwart wohl überhaupt nicht gesprochen werden kann und jedenfalls nicht ohne Bezug auf ein Nicht-Jetzt“ (Bernet 1983: 45) Husserl sieht dieses Problem: „zum Objekt werden kann die Anfangsphase nur *nach* ihrem Ablauf auf dem angegebenen Wege, durch Retention [...] Aber wäre sie *nur* durch Retention bewußt, so bliebe unverständlich, was ihr die Auszeichnung als ‚Jetzt‘ verleiht“ (1980: 106). Seine Lösung erscheint dogmatisch: Was nicht sein darf, kann nicht sein:

Es ist eben ein Unding, von einem ‚unbewußten‘ Inhalt zu sprechen, der erst nachträglich bewußt würde. Bewußtsein ist notwendig *Bewußtsein* in jeder seiner Phasen. Wie die retentionale Phase die vorausliegende bewußt hat, ohne sie zum Gegenstand zu machen, so ist auch das Urdatum bewußt – und zwar in einer eigentümlichen Form des ‚Jetzt‘ – ohne gegenständlich zu sein. (Husserl 1980: 106–7)

Für Derrida gilt es jedoch, den paradoxalen Gedanken einer Nachträglichkeit der Präsenz auszuhalten:

Der Vorgang, durch den das sich durch spontane Erzeugung hervorbringende lebendige Jetzt sich, um ein Jetzt zu sein, in einem anderen Jetzt retenieren und sich selbst ohne empirische Hilfsmittel mit einer neuen originären Aktualität affizieren muß, in der es zum Nicht-Jetzt als vergangenem Jetzt wird usw., ein solcher Vorgang ist sehr wohl eine reine Selbstaffektion, in der das Selbe nur dann das Selbe ist, wenn es sich mit dem Anderen affiziert, wenn es zum Anderen des selben wird [...] Die lebendige Gegenwart geht aus der Nicht-Identität mit sich selbst und aus der Möglichkeit der retentionalen Spur hervor [...]. Man muß das Ursprünglich-Sein von der Spur aus denken und nicht umgekehrt. (Derrida 2003: 113–5)

Neben der Zeitstruktur spielt in Derridas Argumentation hier bereits die Zeichenstruktur der Erfahrung eine Rolle. Die Selbstaffektion ist nur differentiell zu begreifen, als nicht-identitärer Bezug des Selbst auf ein Anderes, das es war und gewesen sein muss, um in der Differenz zu diesem Anderen überhaupt erst ein Selbst zu werden. Diesem ebenfalls paradoxalen Gedanken liegt die Saussuresche Bestimmung des Zeichenwerts als Differenz zugrunde.

Bei der traditionellen, repräsentationalen Auffassung des Zeichens ist die Identität des Zeichens auf ein außersprachliches Objekt zurückzuführen. Bei Saussures nicht-repräsentationaler Auffassung gibt es dagegen nichts Sprachexternes, worauf das Zeichen zurückgreifen kann. Da die Identität des Zeichens nicht durch seine Bezugnahme auf ein sprachexternes Objekt ermöglicht wird,

braucht Saussure einen anderen, und zwar einen sprachinternen Mechanismus der Zeichenkonstitution. Dieser muss sich allein aus dem Verhältnis zwischen Zeichen und Zeichen ergeben (vgl. Krämer 2001: 32). Das Verhältnis zwischen Zeichen und Zeichen, das an die Stelle des Verhältnisses zwischen Zeichen und Objekt tritt, basiert auf dem Prinzip der Differenzialität. Die Konstitution eines Zeichens geht aus der Differenz zu den anderen Zeichen des Systems hervor. Sprachliche Identität ist für Saussure nicht positiv, sondern negativ zu bestimmen. Die Bedeutung eines Zeichens in einem bestimmten System ist genau das, was die anderen Zeichen *nicht* bedeuten. Erst der Umweg über die anderen Zeichen ermöglicht die Identität des Zeichens mit sich selbst:

Alles Vorausgehende läuft darauf hinaus, daß es in der Sprache nur Verschiedenheiten [différences] gibt. Mehr noch: eine Verschiedenheit [différence] setzt im allgemeinen positive Einzelglieder voraus, zwischen denen sie besteht; in der Sprache aber gibt es nur Verschiedenheiten [différences] ohne positive Einzelglieder. (Saussure 2001: 143)

Das hat zur Folge, dass aber auch die sprachlichen Zeichen selbst nicht als Entitäten, als etwas „Primäres“ (140) zu betrachten sind, sondern als Werte, als etwas Funktionelles. Saussure führt nun bekanntermaßen an dieser Stelle den Begriff ‚valeur‘ (Wert, Geltung) ein, um genau diese Funktionalität, diese Relativität und Abhängigkeit vom Ganzen aufzuzeigen. Er versteht die sprachlichen Einheiten sowohl von ihrer Bedeutungs- als auch von ihrer Ausdrucksseite her als Werte. Sowohl das Signifikat bekommt seinen Stellenwert durch die Entgegensetzung zu den anderen Signifikaten im System, wie auch der Signifikant seinen Platz im System erst durch die Entgegensetzung zu den anderen Signifikanten erhält. Das bedeutet, dass es kein einzelnes, sozusagen vereinzelt sprachliches Zeichen geben kann, denn ein Zeichen ist immer auf die Koexistenz anderer Zeichen angewiesen. Wenn ein Kind zum ersten Mal „Mama“ sagt, muss man sich fragen, ob sich dieser Laut schon innerhalb eines differentiellen Kontexts befindet oder nicht. Falls ja, und nur dann, handelt es sich um ein Zeichen – denn erst durch die Abgrenzung, durch eine Differenz zu etwas Anderem wird der Laut zu einem Zeichen.

Das Prinzip der Arbitrarität beschreibt insofern nicht nur, wie in der aristotelischen Tradition, die Tatsache, dass ein Inhalt nicht die Verwendung eines bestimmten Ausdrucks motiviert – jede Sprache kann mit ihren spezifischen Ausdrucksmitteln „dieselben“ Inhalte ausdrücken. Vielmehr sind die Inhalte (Signifikate) selbst arbiträr. Das heißt, dass jede Sprache nicht nur verschiedene Signifikanten, sondern auch verschiedene Signifikate als arbiträre Unterteilungen eines Kontinuums des Denkbaren produziert. Das Denkbare wird nicht als etwas Gegebenes gefasst, das in der Sprache repräsentiert werden kann, sondern als eine formlose Masse, die es zu artikulieren gilt: „für Saussure ist das sprachliche

Zeichensystem keine Ordnung der Repräsentation, vielmehr ein Mechanismus der Artikulation“ (Krämer 2001: 21).

Die Idee einer *langue* als Zeichensystem reiner Differenzen ist nun bei Saussure an den Gedanken der Synchronie, eines zugleich Gegebenseins, gebunden, was im Hinblick auf Husserls Bestimmung der lebendigen Gegenwart problematisch erscheint. Bekanntlich trennt Saussure die diachronische Betrachtung der Sprache von der synchronischen. Allein das geschlossene synchronische System bilde als Sprache (*langue*) die Grundlage für das Sprechen (*parole*). Die Veränderung der sprachlichen Fakten in der Zeit, mit der sich die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts vorrangig befasste, sei dagegen für das Sprechen irrelevant.

Allerdings sind die Differenzen, die das Sprachsystem konstituieren, „nicht im fertigen Zustand vom Himmel gefallen“ (Derrida 1999: 40). Saussure selbst erkennt: „Die Sprache ist erforderlich, damit das Sprechen verständlich sei und seinen Zweck erfülle. Das Sprechen aber ist erforderlich, damit die Sprache sich bilde; historisch betrachtet, ist das Sprechen das zuerst gegebene Faktum“ (Saussure 2001: 22). Streng zwischen einer systematischen und einer historischen Sprachwissenschaft zu unterscheiden, entbindet nicht von der sprachtheoretischen Aufgabe, die Bedingungen des Entstehens der Sprache aus dem Sprechen und der Bestimmung des Sprechens durch die Sprache zu untersuchen. Derrida tut dies durch die Verschiebung des Begriffs der Differenz zur *différance*:

[...] wenn man streng zwischen Sprache (*langue*) und Sprechen (*parole*), zwischen Code und Botschaft, zwischen Schema und Verwendung usw. unterscheidet und wenn man beiden der eben genannten Postulate gerecht werden will, dann weiß man nicht, wo man beginnen soll und wie überhaupt etwas den Anfang machen soll, sei es nun die Sprache oder das Sprechen. Man muß daher vor jeder Trennung von Sprache und Sprechen, von Code und Botschaft usw. (mit allem was dazugehört) eine systematische Produktion von Differenzen, *Produktion* eines Systems von Differenzen – eine *différance* – annehmen [...] (Derrida 2009: 52)

Mit der Wortschöpfung *différance* führt Derrida die Saussuresche *différence* weiter, fügt ihr jedoch etwas hinzu. *Différance* tritt nicht an die Stelle von *différence*, sondern wird auf einer anderen Ebene angesiedelt, und zwar als das, was die *différences* erst produziert. *Différance* knüpft an die verbale Form *différer* an, welche im Unterschied zur nominalen Form *différence* zwei verschiedene Bedeutungen hat. Die eine deckt sich mit der Bedeutung des Substantivs *différence*, nämlich ‚nicht identisch sein‘, ‚anders sein‘. Die zweite Bedeutung von *différer* ist allerdings ‚aufschieben‘, ‚verschieben‘, ‚verzögern‘. Bei der Neuschöpfung des Substantivs *différance* geht es nun darum, diese doppelte Bedeutung des Verbs einzufangen, d.h. die Sinnreduktion im Substantiv *différence* zu kompensieren. Das *a* von *différance* kommt vom Partizip Präsens *différant* und betont das aktive Moment in *différer*. *Différance* wäre somit die produktive Kraft, welche die Wir-

kung als die *différents* oder die *différences* erzeugt. Gleichzeitig aber neutralisiert die Endung *-ance* die einfache Aktivität als Gegenstück zur Passivität.<sup>3</sup> Derrida gibt als Beispiele „mouvance“ (Beweglichkeit) und „résonance“ (Resonanz), welche weder nur die Aktivität eines Subjekts noch nur die Passivität eines erleidenden Objekts bezeichnen. *Différance* verbleibt in der Unentschiedenheit zwischen aktiv und passiv. Sie soll eine mediale Form anzeigen, die weder als Agieren noch als Erleiden zu verstehen ist. Der Neologismus wird also durch eine leichte graphische Modifikation markiert, die insofern etwas Subversives in sich trägt, als sie ausschließlich im Schriftbild wahrnehmbar, aber nicht hörbar ist. Das ist besonders bedeutungsvoll im Kontext von Derridas Kritik am Phonozentrismus und im Zusammenhang mit seiner Auffassung der Sprache als Schrift.

Wenn der Phonozentrismus, der im Kapitel VI des *Cours* unvermittelt hervorbricht, versuchen muss, die gesprochene Sprache vor der Schrift zu schützen, dann nur deshalb, weil die Schrift die gesprochene Sprache schon längst „befallen“ hat. Das Übel der Schrift kommt nicht von außen und insofern besteht die Dekonstruktion nicht darin, „die Schrift von Schuld reinzuwaschen; sondern vielmehr darin, zu zeigen, warum die Gewalt der Schrift nicht eine unschuldige Sprache *überkommt*“ (Derrida 1983: 66). Dies liegt daran, dass Sprache nach Derrida in einem weiten Sinn schon immer Schrift ist. Was aber die Beibehaltung des Namens Schrift bei einer so grundlegenden Verschiebung berechtigt, ist die Tatsache, dass die Derridasche Schrift „wesentlich mit dem vulgären Schriftbegriff verbunden ist“ (99). Derridas Argumentationsbewegung, die in *Signatur Ereignis Kontext* noch deutlicher wird als in der *Grammatologie*, besteht darin zu zeigen, „daß die Merkmale, die sich im klassischen und engefaßten Begriff von Schrift erkennen lassen, verallgemeinert werden können“ (Derrida 1999: 335).

Schrift wird traditionell, führt Derrida aus, nach dem Modell der Briefkommunikation als Möglichkeit des Schreibers verstanden, sein Kommunikationsfeld auszudehnen, um abwesende Adressaten zu erreichen. Aber von den „bleibenden“ Schriftzeichen aus betrachtet ist nicht allein der Adressat abwesend. Die Schrift bleibt bestehen, und genau diese Eigenschaft macht auch die zukünftige Abwesenheit des Schreibers möglich. Derrida weist darauf hin, dass diese Abwesenheiten keine bloß akzidentellen sind, sondern wesentlich zur Schrift gehören. Die Abwesenheit von Sender und Empfänger ist konstituierend für die Schrift, d.h. sie ist als Möglichkeit, die in der Struktur der Schrift selbst eingeschrieben ist, zu denken. Die Schrift muss in der Abwesenheit von Sender und Empfänger funktionieren können. Diese Abwesenheit ist also keine vorübergehende oder

---

<sup>3</sup> „Es ist zu bedenken, daß im Französischen die Endung auf *ance* unentschieden *zwischen* dem Aktiv und dem Passiv verharrt“ (Derrida 1999: 37).

zufällige, sondern eine prinzipielle und radikale Abwesenheit. Sie erstreckt sich auf den Produktionskontext, der mit dem Rezeptionskontext nicht identisch ist, und selbst auf den verwendeten Code. Der Schreiber und seine Adressaten mögen längst tot sein, der Produktionskontext und sogar der Code der Nachricht – wie bei nicht entzifferten Schriften vergangener Kulturen – vergessen: Es handelt sich um Schrift, wenn iterierbare Zeichen ausgemacht werden können. Iterabilität – „iter,<sup>4</sup> ‚von neuem‘, kommt von *itara*, *anders* im Sanskrit“ – steht bei Derrida für eine Logik, „welche die Wiederholung mit der Andersheit verbindet“ (1999: 333). Ob wir überkommene Schriftzeugnisse vergangener Zeiten, wenn wir sie rekontextualisieren und ggf. sogar den Code, der ihnen zugrundeliegt, rekonstruieren, „im Sinne ihrer Schöpfer und/oder anvisierten Adressaten“ deuten können, ist ungewiss. Unsere Deutung ist nicht willkürlich, aber sie verschiebt notwendig ihre Bedeutung.

Inwiefern gilt dies auch für den gesprochenen Signifikanten? Dazu ist es hilfreich, zu Husserls Beispiel für einen bedeutungslosen Ausdruck zurückzukommen: *Grün ist oder*. Bei seinem Vortrag in Montreal vor der *Société de philosophie de la langue française* erfordert es der Kontext, Husserls Beispiel ins gesprochene Französisch zu übersetzen. Dies könnte nun Wort für Wort geschehen: *Grün* => [vɛ:r], *ist* => [e], *oder* => [u]. Diese Wortfolge erscheint bedeutungslos, entspricht aber nicht wirklich Husserls Beispiel, denn sie verdeutlicht nicht, warum die Wortfolge (Komplexion) *Grün ist oder* prätendiert, eine einheitliche Bedeutung zu haben. Dies ist offenbar der Fall, weil *Grün ist oder* nach dem Muster *Grün ist x*, z.B. *eine Farbe*, konstruiert ist. Damit diese Möglichkeit im Französischen mitschwingt, ist das Hinzufügen des bestimmten Artikels notwendig, also *le vert est ou* entsprechend *le vert est une couleur*. Derridas Übersetzung *le vert est ou* ist insofern motiviert und keinesfalls nur ein Produkt einer fehlerhaften Wiedergabe des Originals, wie man leicht denken könnte, wenn man nun die deutsche Übersetzung von Derridas Text zur Hand nimmt. Dort wird *le vert est ou* mit *das grün ist oder* rückübersetzt. Im französischen Text dagegen erscheint das Beispiel nicht auf Deutsch, weder mit noch ohne Artikel.

Wird *le vert est ou* nun gesprochen und gehört, funktioniert es nicht mehr als Beispiel für einen bedeutungslosen Ausdruck. Die Homophonien der französischen Sprache drängen den Hörern gleich drei sinnvolle Interpretationen auf: *le vert est où* („wo ist das Grün“), *le verre est où* („wo ist das Glas“), *le ver est où* („wo ist der Wurm“). Gewissermaßen ist hier im Französischen „der Wurm drin“, so dass die Absicht zu vermitteln, was eine Bedeutung prätendierende, aber nichtsdestoweniger bedeutungslose Komplexion ist, von der Lautfolge [lɔvɛ:ru] allein nicht

---

4 Gemeint ist lateinisch *iterum* ‚von neuem‘ und nicht *iter* ‚Weg‘.

geleistet werden kann. Im Französischen IST diese Lautfolge weder „meaningless“, noch „ungrammatical“, wie Searle (1977: 203) vorschnell annimmt, sondern kann Agrammatikalität bestenfalls BEDEUTEN, nämlich dann, wenn im Kontext eines philosophischen Diskurses über Husserl dieser Lautfolge die Bedeutung ‚Beispiel für Agrammatikalität‘ zugesprochen wird. Sinneffekte sind im Gesprochenen also genauso unkontrollierbar, wie sie keinesfalls willkürlich sind. Wer auf Französisch über Husserls Beispiel nachdenkt, und sei dies allein unter Vorstellung der Lautfolge im einsamen Seelenleben, wird sich dem Sinneffekt nicht entziehen können – gleich einem Ohrwurm wird sich der Sinn der Lautfolge festsetzen und den Versuch, sie allein als Beispiel für Sinnlosigkeit zu nehmen, kontaminieren.

Wenn Searle (1977: 203) auf der Unterscheidung von „mention“ und „use“ beharrt, geht er davon aus, dass die Sprache, wie die Saussuresche *langue*, ein geschlossenes System von *types* und Verwendungsregeln ist, das den einzelnen Äußerungen (*tokens*) im Sprachgebrauch zugrundeliegt: „the logician’s type-token distinction must apply generally to all the rule-governed elements of language in order that the rules can be applied to new occurrences of the phenomena specified by the rules“ (Searle 1977: 199). Es entgeht ihm vollkommen, dass Iterabilität bei Derrida etwas anderes heißt als die Wiederholung eines identischen *types* in immer neuen *tokens*. Damit verbleibt er in den geschilderten Aporien des Verhältnisses von *langue* und *parole*. Wenn die Entstehung von *types* und Regeln hingegen als Bewegung der *différance* gedacht wird, entsteht ein *type* erst durch Wiederaufnahme eines *tokens* und gibt diesem erst in der Wiederholung seinen Sinn. Die Entstehung von *types* ist eine prekäre *token-to-token* Relation, prekär auf doppelte Art und Weise, da das *token* erst nachträglich zum *token* (eines *types*) wird und sich dieser *type* durch weitere *tokens*, die in neuen Kontexten stehen, stetig weiter verändert.

Derrida liefert insofern eine sprachphilosophische Grundlage für eine Linguistik der *parole*, die nicht hinter den Saussureschen Differenzgedanken zurückfällt. Seine Sprachtheorie ist in der Tat eher neostrukturalistisch (im Sinne von Frank 1984) als poststrukturalistisch zu nennen. Inwiefern kann eine neostrukturalistische Theorie einen Beitrag zu aktuellen sprachwissenschaftlichen Debatten leisten? Nehmen wir den Generativismus einmal aus, der seinen Untersuchungsgegenstand als eine angeborene Universalgrammatik definiert, so dominieren in der heutigen Sprachwissenschaft am Sprachgebrauch orientierte (*usage based*) Theorien.<sup>5</sup> Ihnen liegt der Gedanke zugrunde, dass der Gebrauch und insbesondere die

---

5 Der Terminus geht auf Langacker, den Begründer der kognitiven Grammatik, zurück (Barlow und Kemmer 2000: vii).

Häufigkeit eines bestimmten Gebrauchs Auswirkungen auf den Erwerb eines Sprachsystems und auf dessen Wandel haben. Zum einen kann die Frequenz sprachlicher Formen mit den heutigen technischen Möglichkeiten vergleichsweise leicht ermittelt werden.<sup>6</sup> Zum anderen lassen sich jedoch allein Korrelationen zwischen der (relativen) Häufigkeit eines sprachlichen Elements, wie sie in Korpora approximiert und/oder in Experimenten simuliert wird, und bestimmten Eigenschaften seines Erwerbs oder des dieses Element betreffenden sprachlichen Wandels feststellen. Inwiefern sich vorhergegangener Gebrauch tatsächlich beim Sprechen auswirkt, ist Gegenstand theoretischer Spekulation, die bisweilen hinter die Erkenntnis des Strukturalismus zurückzufallen scheint. So gehen die Exemplartheorie in der Phonetik/Phonologie (Pierrehumbert 2001) und die Konstruktionsgrammatik (Goldberg 1995) von einer Entstehung „kognitiver Trampelpfade“ (*entrenchment*) aus, d.h. von Habitualisierung oder Routinisierung, die sich aus der Tatsache einer wiederholten Erfahrung ergeben. Regelmäßige Phänomene, so wird vermutet, werden durch induktive Generalisierungsprozesse erfasst und lagern sich als Konstruktionen ab.

Die Rede von kognitiv präsenten Exemplaren oder sich ablagernden Konstruktionen könnte leicht als ein Psychologismus verstanden werden, der, wenn man den *Cours* prozessual liest, bereits von Saussure überwunden wird, indem er in der Ausarbeitung seiner Differenztheorie die anfänglich gebrauchten psychologisierenden Begriffe ‚Lautbild‘ und ‚Konzept‘ durch die funktionellen Begriffe ‚Signifikant‘ und ‚Signifikat‘ ersetzt.<sup>7</sup> Sprache ist nicht etwas, was sich im Kopf des einzelnen Sprechers ablagert, sondern ein *fait social*, ein Dispositiv, das sich verschiedenster Speichermedien und nicht primär oder gar ausschließlich des Gehirns einzelner Sprecher bedient.<sup>8</sup> Der einzelne Sprecher beherrscht die Sprache nicht. Dies heißt nicht nur, dass seine Kompetenz hinsichtlich der Sprache als System prekär ist, sondern dass er auch die Effekte seines konkreten Sprachgebrauchs unmöglich überschauen kann. Ob und wie seine Sprachäußerungen

---

<sup>6</sup> Vgl. in der Korpuslinguistik Mair (2007) und in der quantitativen Sprachanalyse Baayen (2008).

<sup>7</sup> Die Ersetzung der Begriffe ‚concept‘ und ‚image acoustique‘ durch ‚signifié‘ und ‚signifiant‘ geschieht in der dritten der drei für den *Cours* verwendeten Vorlesungen (vgl. Roggenbuck 1998: 67).

<sup>8</sup> Der *Cours* enthält einige Widersprüchlichkeiten, was den ontologischen Status von Sprache betrifft. Einige Stellen, vor allem am Anfang des *Cours*, vertreten eine psychologisierende Sicht (vgl. z.B. Saussure [2001: 14], wo zwei Köpfe gezeichnet sind und von „Gehirn“ und „Bewußtseinsvorgänge[n]“ die Rede ist), während andere eine systemorientierte, funktionelle Sicht zur Sprache bringen (z.B. im Kapitel, in dem es um den Wert geht, vgl. Saussure [2001: 132–46]). Im *Cours* selbst bestehen diese zwei Auffassungen nebeneinander. Wenn man sich jedoch die Manuskripte anschaut, die als Grundlage zum *Cours* gedient haben, beobachtet man eine Entwicklung von einer psychologisierenden zu einer systemartigen Auffassung des Zeichens.

verstanden werden, kann er nicht vollauf garantieren. Die strukturelle Möglichkeit des Missverständnisses, d.h. die Verschiebung des Wertes einzelner Signifikanten wie Signifikate im Rahmen der Möglichkeiten eines offenen Systems, gehört zum Wesen der Sprache. Eine Linguistik, die sich am Gebrauch orientiert, sofern er sich in Form von Korpora – Sammlungen gespeicherter Zeichenkombinationen – niederschlägt, und auf deren Grundlage die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten des Gebrauchs dieser Zeichen im Rahmen eines offenen Systems ermittelt, trägt diesem Gedanken Rechnung. Problematisch erscheint dagegen das Beharren auf der Instanz des einzelnen Sprechers und seiner Fähigkeit, seine Sprachäußerungen zu kontrollieren. Ein einzelnes Beispiel soll dies verdeutlichen. Stefanie Wulff fragt sich in *Rethinking Idiomaticity*, warum überhaupt eine korpuslinguistische Ergänzung psycholinguistischer Methodik nötig ist:

Why turn to corpus data at all? In a nutshell, the answer to this question is: because from a usage-based perspective as adopted here, that is exactly what speakers also do. A usage-based model of language hypothesizes that principally all linguistic behavior is influenced by the speaker's linguistic environment, that is, his or her linguistic input and output. Large-scale, balanced corpora like the British National Corpus can be regarded as the best representation of a speaker's linguistic environment that is available today. With respect to idiomaticity judgments, a usage-based approach hypothesizes that speakers monitor the distributional characteristics of the phrase in question at different levels, such as semantics, morphology, and syntax, and weigh the distributional information obtained in a particular way to arrive at a judgment of overall idiomaticity. The weighting itself, the idiomaticity formula, so to speak, is not directly retrievable from the corpus – yet the distributional properties of the phrase that enter into this formula are. (Wulff 2008: 3)

Dass das Sprachverhalten vom sprachlichen Umfeld beeinflusst ist, entspricht dem Gedanken, dass *types* nur als Kette von *tokens* zu fassen sind. Was ist jedoch darunter zu verstehen, dass Korpora „speaker's linguistic environment“ repräsentieren? Hier ist wohl kein „idealer“ Sprecher gemeint, dessen Kompetenz gleichsam nachträglich aus den Korpusdaten konstruiert wird? Wie bemisst sich dann aber deren Repräsentativität? Offenbar nicht an einem einzelnen Sprecher, sondern an der sprachlichen Gesamtproduktion einer Sprachgemeinschaft. Es ist aber nicht nur aus empirischen Gesichtspunkten fraglich, dass Korpora einen repräsentativen Querschnitt durch die Gesamtheit der Sprachäußerungen einer Sprachgemeinschaft erstellen können. Aus der Unabgeschlossenheit der *token*-Kette wie der Unüberschaubarkeit der Kontextfaktoren, die ihre Fortführung bedingen, folgt die theoretische Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens. Im Lichte der Überlegungen Derridas repräsentieren Korpora nichts, sie stehen für sich selbst. Ihre Untersuchung verhilft zu Einsichten über die Möglichkeiten und vielleicht sogar Wahrscheinlichkeiten der Fortsetzung der *token*-Kette, nicht aber über die Kompetenz des einzelnen Sprechers.

Vor diesem Hintergrund erscheint auch die Hypothese „that speakers monitor the distributional characteristics of the phrase in question“ problematisch. Ob Sprecher des Französischen die Lautfolge [ləvɛ:reu] für einen idiomatischen Ausdruck halten, der ‚Beispiel für eine bedeutungslose Komplexion‘ bedeutet, hängt offenbar weniger von der Häufigkeit des Vorkommens dieser Lautfolge, bzw. der Variabilität der sie konstituierenden Elemente ab, als vielmehr von ihrer Rekontextualisierung in einem bestimmten philosophischen Diskurs. Darüber hinaus suggeriert der Begriff ‚monitoring‘ ein bewusstes Überprüfen. Es soll nicht in Abrede gestellt werden, dass Sprecher Vorstellungen über die Idiomatizität, bzw. über die möglichen Wirkungen ihrer Sprachäußerungen im Allgemeinen haben. Wenn aber das Abwägen „the weighing itself“, verstanden als „idiomaticity formula“, auf den distributionellen Eigenschaften basieren soll, dann scheint dahinter der Gedanke zu stehen, die abgespeicherte Kette der *tokens* ließe sich in einem Abwägungsprozess vergegenwärtigen und zu einer kontrollierten Synthese führen. Genau dies stellt die Derridasche Zeichentheorie in Frage.

Die Korpusorientierung in der Linguistik trägt der Tatsache Rechnung, dass es die Attribute der Schrift im herkömmlichen Sinne – Verbleiben des Signifikanten, Loslösbarkeit aus seinem Produktionskontext, Verräumlichung als Entfernung von Referent und Code – sind, die letztlich allen Zeichen, mündlichen wie schriftlichen, zukommen:

Diese strukturelle Möglichkeit, dem Referenten oder dem Bezeichneten (also der Kommunikation und seinem Kontext) entzogen zu werden, macht, wie mir scheint, jedes Zeichen (*marque*), auch ein mündliches, ganz allgemein zu einem Graphem, das heißt, wie wir gesehen haben, zur nicht-anwesenden *Übriggebliebenheit* eines differentiellen, von seiner angeblichen „Produktion“ oder seinem Ursprung abgeschnittenen Zeichens (*marque*). Und ich werde dieses Gesetz sogar auf jede „Erfahrung“ im allgemeinen ausdehnen, gesetzt, es gibt keine Erfahrung von *reiner* Anwesenheit, sondern nur Ketten von differentiellen Zeichen (*marques*). (Derrida 1999: 337)

Wenn Erfahrung nicht anders als nach der Funktionsweise der Schrift gedacht werden kann, dann ist jedoch auch eine kognitive Wende in der Sprachwissenschaft mit dem methodischen Primat der Onomasiologie im strengen Sinne unmöglich. Von „Inhalten“ auszugehen und dazu die sprachlichen Ausdrucksmittel zu suchen, kann nur heißen, auf eine Metasprache (oder Metasemiotik) zurückzugreifen, die die vermeintlichen Erfahrungsinhalte unthematisiert erfasst. Wenn Erfahrung nur im Modus der Schriftlichkeit im Sinne Derridas möglich ist, kann man sich ihr nicht anders als semasiologisch, in Form der Rückverfolgung einer Kette differentieller Zeichen, nähern. Ein anderes „zu den Sachen selbst“ gibt es nicht.

### 3 Husserls „schöne Literatur“

Die phänomenologische Doktorarbeit zur Idealität des literarischen Objektes hat Derrida nie geschrieben. Rückblickend erklärt er folgendermaßen seine Idee:

*L'idéalité de l'objet littéraire*, ce titre s'entendait un peu mieux en 1957 dans un contexte plus marqué qu'aujourd'hui par la pensée de Husserl. Il s'agissait alors pour moi de ployer, plus ou moins violemment, les techniques de la phénoménologie transcendentale à l'élaboration d'une nouvelle théorie de la littérature, de ce type d'objet idéal très particulier qu'est l'objet littéraire, idéalité „enchaînée“, aurait dit Husserl, enchaînée dans la langue dite naturelle, objet non mathématique ou non mathématisable [...] (Derrida 1990: 443)

Es soll hier nicht darum gehen, Derridas ungeschriebene Dissertation aus den Fragmenten seines publizierten Werks zu rekonstruieren. Wir beschränken uns auf wenige beiläufige Bemerkungen.

In „Der Ursprung der Geometrie“ (1987 [1939]) stellt Husserl fest, dass nicht nur geometrische Figuren eine „ideale“ Objektivität besitzen, sondern auch Werke der „schönen Literatur“:

Sie eignet einer ganzen Klasse von geistigen Erzeugnissen der Kulturwelt, zu welcher alle wissenschaftlichen Gebilde und die Wissenschaften selbst gehören, aber auch z.B. die Gebilde der schönen Literatur. Werke dieser Art haben nicht wie Werkzeuge (Hammer, Zangen) oder wie Architekturen und dergleichen Erzeugnisse eine Wiederholbarkeit in vielen einander gleichen Exemplaren. Der Pythagoräische Satz, die ganze Geometrie existiert nur einmal, wie oft sie und sogar in welcher Sprache immer sie ausgedrückt sein mögen [sic]. (208)

Die Objektivität des literarischen Werkes wird insofern mit der Objektivität der Wissenschaft verglichen und, wie Husserl unmittelbar im Anschluss deutlich macht, der Objektivität der Sprache gegenübergestellt:

[D]as Wort „Löwe“ kommt in der deutschen Sprache nur einmal vor, es ist Identisches seiner unzähligen Äußerungen beliebiger Personen. Aber die Idealitäten der geometrischen Worte und Sätze, Theorien – rein als sprachliche Gebilde betrachtet – sind nicht die Idealitäten, die in der Geometrie das Ausgesprochene und als Wahrheit zur Geltung Gebrachte sind – die idealen geometrischen Gegenstände, Sachverhalte usw. (Husserl 1987: 209)

Die ideale Objektivität des deutschen Wortes *Löwe*, kommentiert Derrida, ist „abhängig von der faktischen Existenz einer gegebenen Sprache“ (1987: 92). Auch die ideale Objektivität des „intentionalen Gehaltes“ des Ausdrucks – also eine ideale Objektivität zweiter Stufe – benötigt die rezeptive Anschauung eines Löwen und „bleibt einer empirischen Subjektivität irreduzibel verhaftet“ (94–5). In der idealen Objektivität wissenschaftlicher Gegenständlichkeiten wird dagegen

eine dritte Ebene erreicht: „Die ideale Objektivität der Geometrie ist absolut und ohne jede Einschränkung“ (95). Nachdem Husserl insofern die Sprache reduziert hat, führt er sie allerdings in der folgenden Passage sogleich wieder ein:

Eben die in der Geometrie thematisierten idealen Gegenständlichkeiten betrifft nun unser Problem: Wie kommt die geometrische Idealität (ebenso wie die aller Wissenschaften) von ihrem originären innerpersonellen Ursprung, in welchem sie Gebilde im Bewußtseinsraum der ersten Erfinderseele ist, zu ihrer idealen Objektivität? Im voraus sehen wir: mittels der Sprache [...] (Husserl 1987: 209).

Die Sprache, auf die Husserl hier referiert, ist nach Derrida „die objektive Wissenschaftssprache. Eine poetische Sprache, deren Bedeutung keine Gegenstände wären, besäße in seinen Augen nicht die geringste transzendente Geltung“ (1987: 109). Damit kehren wir zu unserer Ausgangspassage zurück, in der Derrida Ausdrücke vom Typ *Grün ist oder* in den Kontext poetischer Sprache stellt: „Husserl würde die Bedeutungshaftigkeit derartiger Gebilde nicht leugnen, er würde ihnen einfach nur die formale Qualität verweigern mit Sinn, das heißt mit Logik als Beziehung zu einem *Gegenstand* begabte Ausdrücke zu sein“ (Derrida 2003: 133).

Worin besteht aber dann die ideale Objektivität, die Husserl für „Gebilde der schönen Literatur“ veranschlagt? Offenbar – in Analogie zur idealen Objektivität der Geometrie – in der Ablösung des Werks von seinem Autor, der Produktionssituation und sogar der Sprache, in der es verfasst ist. Im Unterschied jedoch zu einem geometrischen Gebilde, so hebt Derrida hervor, ist auch der Referenzbezug nicht gesichert.<sup>9</sup>

Kehren wir noch einmal zu Searle zurück, der in der „Reply“ (1977) die Frage nach dem Status fiktionaler Texte im Rahmen der Sprechakttheorie anschnidet:

Derrida seems to think that Austin's exclusion is a matter of great moment, a source of deep metaphysical difficulties, and that the analysis of parasitic discourse might create some insuperable difficulties for the theory of speech acts. But the history of the subject has proved otherwise. Once one has a general theory of speech acts – a theory which Austin did not live long enough to develop himself – it is one of the relatively simpler problems to analyze the status of parasitic discourse, that is, to meet the challenge contained in Derrida's question, "What is the status of this parasitism?" Writings subsequent to Austin's have answered this question. (205)

---

<sup>9</sup> Es ist durchaus umstritten, ob fiktive Gegenstände existieren oder nicht. Will man Ihnen Existenz zuschreiben, dann rückt man sie allerdings in die Nähe abstrakter Gegenstände wie die Gebilde der Geometrie. Siehe die Hinweise bei Reicher (2007: 13).

Searle verweist in einer Fußnote darauf, dass er mit den „writings subsequent to Austin’s“ seinen eigenen Aufsatz „Der logische Status fiktionaler Rede“ von 1975 meint, einen Text, den Derrida 1971 nun schlecht hätte berücksichtigen können. Davon einmal abgesehen, endet dieser Aufsatz keinesfalls mit einer Lösung des Problems. Vielmehr beschließt Searle seine Ausführungen mit dem Eingeständnis:

Literaturwissenschaftler und Literaturkritiker haben auf einer stückwerkhaften Ad-hoc-Basis erklärt, wie der Autor durch den Vollzug bloß vorgegebener Sprechakte, die das fiktionale Werk ausmachen, einen ernsthaften Sprechakt vermittelt, aber es gibt bislang keine allgemeine Theorie der Mechanismen, durch die solche ernsthaften illokutionären Intentionen durch bloß vorgegebene Illokutionen übermittelt werden. (Searle 2007: 36).

Derridas Argumentation, die er in *Limited Inc* (2001: 141–52) noch einmal ausführlich wiederholt, geht dahin, zu zeigen, dass die strukturelle Leere, die partielle oder gar vollständige Abwesenheit einer beseelenden Intention, die bei bloß vorgespülten Sprechakten am deutlichsten hervorzutreten scheint, ein Charakteristikum jedes Sprechaktes ist. Nicht die tatsächliche Intention, die nur dem Sprecher zugänglich ist, entscheidet über die illokutionäre Kraft, sondern die Bewertung der Äußerung in einem kommunikativen Kontext. Im deutschen Zivilrecht kommt dieser Gedanke in den Vorschriften des BGBs über Vertretung und Vollmacht zum Ausdruck. Absatz 2 des § 164 (Wirkung der Erklärung des Vertreters) stellt fest: „Tritt der Wille, in fremdem Namen zu handeln, nicht erkennbar hervor, so kommt der Mangel des Willens, im eigenen Namen zu handeln, nicht in Betracht“. Wer nach Beurteilung von außen nicht hinreichend deutlich macht, dass er in fremdem Namen handelt, ist selbst gebunden, ob er nun nachweisen kann oder nicht, dass er in eigenem Namen keine Willenserklärung hätte abgeben wollen. Letztlich entscheiden perlokutive Effekte (der Empfängerhorizont) über die Zuschreibung der illokutionären Kraft, sprich des Vorliegens einer rechtsverbindlichen Willenserklärung.

Analog gilt insofern für den Verfasser eines literarischen Werkes, dass er deutlich machen muss, für die Inhalte seines Werks keine Verantwortung übernehmen zu wollen. Die Bedingungen, unter denen ihm das gelingt oder auch nicht, sind Teil des Sprachspiels, das man als den Literaturbetrieb bezeichnen kann. Stellt man mit Derrida die strukturelle Abwesenheit als Merkmal jedes Zeichengebrauchs heraus, dann ist die Literaturtheorie von dem philosophischen Verdacht befreit, sich einem nicht seriösen Gegenstand zu widmen, gleichwohl aber läuft sie auch Gefahr, ihr Privileg zu verlieren: Inwiefern beschreibt sie noch einen Gegenstand, der sich der Banalität der Alltagssprache entzieht?

Die ideale Objektivität der schönen Literatur, von der Husserl spricht, könnte nicht erfasst werden, wenn die literaturwissenschaftlichen Untersuchungen sich innerhalb der Grenzen der Sprechakttheorie bewegten. Unter dem

Gesichtspunkt der idealen Objektivität hat ein Gedicht von Rilke einen ähnlichen Status wie der Satz des Pythagoras. Auch dieser mag, wenn er ausgesprochen wird, kommunikativen Zwecken dienen, z.B. didaktischen Zwecken im Schulunterricht. Ebenso mag ein Autor mit seinem Werk etwas beabsichtigen. Es geht vielleicht um Ruhm oder Geld, ein Theaterstück mag dazu dienen, das Publikum aufzuwiegeln, ein Gedicht, eine Liebeserklärung zu machen. Das alles ist für den literarischen Wert eines Textes irrelevant. Das literarische Werk IST kein Sprechakt. Eine kommunikative Handlung erfolgt nicht DURCH ein literarisches Werk, vielmehr mag ein solches Werk eine kommunikative Handlung als eine Art Requisit begleiten, wie ein Revolver eine Forderung oder ein Blumenstrauß eine Bitte.

Die Frage, was für ein Sprechakt die Literatur ist, geht insofern an ihrem Wesen vorbei. Die spezielle ideale Objektivität literarischer Werke ist nur zu begreifen im Rahmen einer „differenzielle[n] Typologie von Iterationsformen“ (Derrida 1988: 346), die nicht innerhalb der Grenzen der Kommunikationsforschung als der Untersuchung einer Übermittlung von Inhalten eines Senders an einen Empfänger in einem historischen Kontext, noch der Sprachwissenschaft im engeren Sinne als Wissenschaft des Funktionierens einzelner historischer Sprachen (Codes) oder der Logik als Wissenschaft von Wahrheitswert und Referenz die Funktion des Zeichens verortet, sondern in der Bestimmung seiner Wirkung diese Grenzen überspringt.

## 4 Epilog

Als Husserl im Kontext seiner sprachtheoretischen Ausführungen die deutsche Wortfolge *Grün ist oder* als Beispiel für einen bedeutungslosen Ausdruck in den Sinn kam, lag es vermutlich außerhalb seines Horizonts zu bedenken, dass die Übersetzung des Beispiels ins gesprochene Französisch seine Plausibilität in Frage stellen könnte. Hätte er ansonsten ein anderes, „besseres“ Beispiel gewählt? Selbst wenn er dies getan hätte, kein Beispiel entginge der kreativen Möglichkeit, aus seinem kommunikativen, sprachlichen und logischen Kontext herauszuspringen und in einem neuen Sinnsystem zwischenzulanden. Darin sieht Derrida eine poetische Kraft, die vielleicht in den Werken der schönen Literatur am leichtesten zu greifen ist. Derridas abgebrochener Versuch, bei einem anderen, sehr viel späteren Husserl-Zitat anzusetzen und daraus eine Dissertation zu entwickeln, ist nicht unmittelbar auf das Beispiel *Grün ist oder* bezogen. Was legt es nahe, von dem einen zum anderen zu springen und mit und über Derridas Husserl-Exegesen Sprach- und Literaturtheorie miteinander zu verbinden? Es ist die ideale, aber doch abhängige, an die Möglichkeiten der verschie-

denen Sprachen gebundene Objektivität, die das Beispiel *Grün ist oder* illustriert. Wie die Literatur ist dieses Beispiel nicht wahrheitsfähig, aber nichtsdestoweniger objektiv, insofern nämlich, als sein im Widerspruch zur intendierten Bedeutungslosigkeit stehendes sinnstiftendes Wirken nicht willkürlich ist. Ist dieses Beispiel ein Stück Literatur? Es zeigt jedenfalls Mechanismen auf, aus denen literarische Texte entstehen, Mechanismen, die wiederum paradigmatisch sind für jeden Text, ob er nun als Literatur angesehen wird oder nicht. Vielleicht besteht Literatur darin, einen Text zu schaffen, dem man es ansieht, dass er die Grenzen kommunikativer Zwecke, historischer Sprachcodes, ja die Grenzen von Wahrheit und Logik überspringt. Solche Texte offenbaren das Funktionieren des sprachlichen Zeichens, aber sie lassen sich weder von der Sprach- noch von der Literaturwissenschaft im Zaum halten.

## Bibliographie

- Austin, John L. (1962) *How to Do Things with Words*. London: Oxford University Press.
- Barlow, Michael, und Suzanne Kemmer (2000) Hgg. *Usage-Based Models of Language*. Stanford: CSLI Publications.
- Baayen, Harald R. (2008) *Analyzing Linguistic Data: A Practical Introduction to Statistics Using R*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bernet, Rudolf (1983) „Zeit und Zeitlichkeit bei Husserl und Heidegger.“ *Phänomenologische Forschungen* 14: 16–57.
- Derrida, Jacques (1972) *Marges de la philosophie*. Paris: Éditions de Minuit.
- Derrida, Jacques (1983) *Grammatologie* [1967]. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (1987) *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie: Ein Kommentar zur Beilage III der „Krisis“*. München: Fink.
- Derrida, Jacques (1988) „Letter to a Japanese Friend.“ Übers. David Wood und Andrew Benjamin. *Derrida and Différance*. Hgg. David Wood und Robert Bernasconi. Evanston, IL: Northwestern University Press. 1–6.
- Derrida, Jacques (1990) *Du droit à la philosophie* [1980]. Paris: Galilée.
- Derrida, Jacques (1999) „Signatur Ereignis Kontext“ [1971]. *Randgänge der Philosophie*. Hgg. Peter Engelmann. Wien: Passagen Verlag. 325–52.
- Derrida, Jacques (2001) *Limited Inc* [1977]. Hgg. Peter Engelmann. Wien: Passagen Verlag.
- Derrida, Jacques (2003) *Die Stimme und das Phänomen: Einführung in das Problem des Zeichens in der Phänomenologie Husserls* [1967]. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Derrida, Jacques (2009) *Positionen: Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta*. 2. Auflage. Wien: Passagen Verlag.
- Frank, Manfred (1984) *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Goldberg, Adele E. (1995) *Constructions: A Construction Grammar Approach to Argument Structure*. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Höfliger, Jean C. (1995) *Jacques Derridas Husserl-Lektüren*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Husserl, Edmund (1980) *Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* [1928]. Tübingen: Niemeyer.

- Husserl, Edmund (1987) „Der Ursprung der Geometrie.“ [1939] *Husserls Weg in die Geschichte am Leitfaden der Geometrie: Ein Kommentar zur Beilage III der „Krisis“*. Jacques Derrida. München: Fink. 204–32.
- Husserl, Edmund (1992) *Logische Untersuchungen: Zweiter Band. I. Teil* [1901]. Hamburg: Meiner.
- Jäger, Ludwig (2010) *Ferdinand de Saussure zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Krämer, Sybille (2001) *Sprache, Sprechakt, Kommunikation: Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Mair, Christian (2007) „Change and Variation in Present-Day English: Integrating the Analysis of Closed Corpora and Web-Based Monitoring.“ *Corpus Linguistics and the Web*. Hgg. Marianne Hundt, Nadja Nesselhauf und Carolin Biewer. Amsterdam: Rodopi. 233–48.
- Norris, Christopher (1987) *Derrida*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- Pierrehumbert, Janet (2001) „Exemplar Dynamics: Word Frequency, Lenition and Contrast.“ *Frequency and the Emergence of Linguistic Structure*. Hgg. Joan Bybee und Paul Hopper. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins. 137–57.
- Reicher, Maria E. (2007) Hgg. *Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit: Philosophische Grundlagen der Literatur*. Padaborn: Mentis.
- Roggenbuck, Simone (1998) *Saussure und Derrida: Linguistik und Philosophie*. Tübingen: Francke.
- Saussure, Ferdinand de (1967) *Cours de linguistique générale. Edition Critique*. Hgg. Rudolf Engler. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Saussure, Ferdinand de (2001) *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 3. Auflage. Berlin: De Gruyter.
- Searle, John R. (1977) „Reiterating the Differences: A Reply to Derrida.“ *Glyph* 1: 198–208.
- Searle, John R. (2007) „Der logische Status fiktionaler Rede.“ *Fiktion, Wahrheit, Wirklichkeit: Philosophische Grundlagen der Literatur*. Hgg. Maria Reicher. Padaborn: Mentis. 21–36.
- Wulff, Stefanie (2008) *Rethinking Idiomaticity: A Usage-Based Approach*. London und New York: Continuum.
- Wunderli, Peter (1971) „‚Semantique‘ und ‚Semiologie‘: Zwei textkritische Probleme des CLG.“ *Vox Romanica* 30: 14–31.

